

Nachdruck verboten.

Die kleine Malaie.

Eine Menschen- und Dadelgeschichte von Ada Rheinhardt.

Eigentlich war er ein so hübscher, schlanker kleiner Dadel, als es nur je einen gegeben haben mag und wenn man gerecht über ihn urteilte, hatte er nicht mehr Fehler als junge, unerwachsene Hunde zu haben berechtigt sind.

Und doch, es war einfach nicht mehr zum Aushalten mit ihm!

Gitta, seine braunäugige Herrin, stand vor der Villa ihrer Eltern, streichelte das glänzende gelbe Fell des Thieres, das sich so zärtlich in ihren Arm schmiegte.

„Ungezogenes kleines Ding“, sagte das junge Mädchen leise, dann sah sie den Weg herauf, der sich an dem Bluffe hinzieht von der nahen Unterstadt zu ihr herauf.

„Ah der Doktor Holm! Soll ich Ihnen den kleinen Malaie zeigen“, rief sie dem großen Manne entgegen, der nun mit seiner etwas nachlässigen Haltung vor ihr stand.

„Ja, wollen Sie ihn haben?“

„Eigentlich verstehe ich meine Wünsche höher“, sagte er mit einem etwas schüchternen Blick auf das liebliche Gesicht des Mädchens, das lustig lachte.

„Er Herr Doktor, Sie sind ja heute so mutig! Und mit den Wünschen ist das so eine Sache. Man weiß gar nicht, was für thörichte Wünsche man sich an den Hals wünscht. Nachher hat man seine Noth, sie wieder los zu werden. Am Ende würde es Ihnen gehen, wie mir mit dem kleinen Malaie! Sehen Sie, ich wollte nun doch mal zu meinem Geburtstage nichts anderes haben, als einen Dadel und Sie wissen doch, meine Eltern, Großmama und mein Bruder Hans sind nur zu geneigt, all meine Wünsche zu erfüllen. Sie verzeihen mich! Sagten Sie etwas, meinten Sie vielleicht?“

„Ich sagte nur „ja“. Sie mögen es doch sonst, daß man Ihnen zustimmt!“

„Wenn ich bei dem Kapitel „Selbsterkenntnis“ bin, ziehe ich Widerspruch vor. Ja so bin ich! Ja, aber der Dadel! Nun Hans lief 14 Tage auf allen Fährten im Gebirge herum auf der Suche nach einem Prachtexemplar und endlich hatte er dies reizende, gelbe kleine Geschöpf aufgetrieben. In seiner zierlichen Kleinheit war es damals noch viel hübscher wie jetzt, wo es doch wirklich auch noch ein tadelloses Dadel ist. Aber diese Uningenauigkeit! Alles zerbeißt, zernagt, vernichtet er, sein Wagh ist voll; Mama hat es mir heute erklärt, der kleine gelbe Kerl muß aus dem Hause, der liebe kleine Malaie. Wollen Sie ihn wirklich nicht?“

„Ja, er wollte ihn mit sich nehmen.“

„Aber Sie müssen ihn auf den Arm nehmen und nach Ihrer Wohnung tragen, denn Appell hat er noch nicht die Wagne, Herr Doktor. Was, das ist Ihnen wohl peinlich — so mit dem gelben kleinen Kerl?“

„Ich kann ja bis zum Abend warten — dann sieht es kleiner“, sagte er.

„Ach bis zum Abend!“

„Das klingt nicht sehr einladend“, lachte er nun und dies

mal ließ das unregelmäßige Gesicht des jungen Mannes ordentlich hübsch erscheinen.

„Achtung! Gelacht, das sollte es auch nicht, denn wir sind zu zarter Freundin Anni geladen, weil der Erich nun doch zu Hause ist. In einer Stunde fahren wir. Sie nehmen mir doch nicht abel, daß ich das sage; wir sind doch Freunde, nicht wahr Herr Doktor?“

Das Herrn Doktors Gesicht hatte sich verfinstert. Nun sah er wirklich nicht anziehend aus, als er Gittas Frage überhörend mit dem herrlichen Ton sagte: „Wer ist das, Erich — es gibt viele Erich!“

„In Befehl ja. Aber eigentlich gibt es doch nur einen Erich und das ist mein Freund. Er hat eben sein Jahr abgedient und jetzt bleibt er zu Hause auf dem Gut seiner Mutter und — nun ja, wir werden Partien machen, zusammen rudern und so.“

„Und dann?“

Gitta lachte, daß ihr die Thränen über das Gesicht liefen. Wie sonderbar Sie fragen, Herr Doktor. Und dann? Was soll das heißen? Wollen Sie wissen, was Erich später unternehmen wird? Weiß ich nicht genau, aber man sagt, er soll das Gut bekommen und seine Mutter will in die Stadt herauf ziehen — ja wenn — ach, was geht uns das an! Kommen Sie ein Weilchen herein, Herr Doktor der kleine Malaie muß sich doch erst ein bißchen an Ihr Gesicht gewöhnen.“

„Das soll so schnell wohl nicht gehen! An mein böses, häßliches Gesicht! Und in einer Stunde! Denn ich werde so artig sein mich rechtzeitig zu entfernen auf daß die Freundin Anni und der Freund Erich nicht zu kurz kommen.“

In dem „bösen häßlichen Gesicht“ des jungen Arztes mußte doch wohl etwas liegen, das dem kleinen Malaie gefiel, denn er liebkoste seinen neuen Herrn bald mit der leidenschaftlichen Zärtlichkeit, die nur ein so flinkes, schlankes Dadelchen zu zeigen ver-

mag. Seine Unhänglichkeit ging sogar so weit, daß er gehorchte, auf den Wink gehorchte —, freilich aber nur seinem Herrn sonst niemand und darum war, wenn der Doktor Holm auswärts war, des Klogens kein Ende über die Untugenden des kleinen Malaie. Und auswärts war er ja oft, denn die Patienten, die in das Haus in der Vorstadt kamen, seinen Rath zu hören, waren nur wenige an der Zahl. Aber draußen auf den Dörfern und den abgelegenen Gehöften im Gebirge ringsum hatte man den jungen Arzt gern, der so wenig für seine Mühe verlangte und so billige Medicinen verschrieb.

Ein paar Mal hatte der Doktor das kleine Thier mit sich genommen, aber selbst es — an der Hausthür wartend, von einem Hofhund fast todt gebissen worden war, daß er es nicht mehr.

Frau Schneider sagte es auch, es war nicht mehr auszuhalten mit dem kleinen Malaie.

„Sehn Sie man, Herr Doktor, ich hab Sie ja gern, obgleich Sie immer mit nem Gesicht rumlaufen, als hätten Sie Jähne gefressen und der Elste steckte Ihnen im Halse — na und die Miethen haben Sie auch noch immer pünktlich bezahlt, obgleich ich eigentlich nicht weiß wovon — na nehmen Sie's nicht übel — aber — ja was ich sagen wollte — kündigen muß ich Ihnen halt doch, wegen dem Vieh, dem Malaie. Malaie, was das schon für ein Name ist — nicht mal ein ehrlicher Hundename wie Menne, Mineur oder so!“

„Malaie nannte ihn seine erste Besitzerin wegen seiner Farbe. Die Malaien haben die gleiche sahlgelbe Hautfarbe!“

„Auch mit den Haaren drauß? Na, schön müssen die nicht sein, und wenn sie so gräßliche Eigenschaften haben wie der Adler? Na, ich danke!“

„Was hat denn der arme Kerl wieder verbrochen?“

„Er hat Nachbars Hühner aus dem Garten gejagt und zwar nach der falschen Seite, und nun soll ich den Schaden ersetzen, denn sie sind alle fort. Und dann hat er meinem Jungen seine Mühe beinahe ganz zerfressen. Wirklich Herr Doktor, wenn Sie das Vieh nicht abschaffen — ich muß Ihnen kündigen. Aber Sie sind ja so blaß und was suchen Sie denn mit solcher Hast?“

„Ich — ich? Es fehlt mir etwas! Mein letztes Geld in einem Taschchen — hier im Schuh lag es!“

„So — na bei uns kann Ihnen nichts fortkommen — das ist ja noch schöner!“

„Vielleicht weiß es das neue Dienstmädchen.“

„Meinetwegen — ich will sie fragen!“

Nach einer Weile kehrte Frau Schneider in die Wohnung ihres Zimmerherrn zurück.

„Nun bitte ich Sie“, sagte sie bebend vor Aufregung, „kommen Sie mit!“

„Ich gehe also in die Kammer von der Ida, denn ich denke, da wird die sein, und wie ich die Thür aufmache, fliegt mir eine Schicht Federn an den Kopf. Sehen Sie, wie ich aussehe! Furchtbar nicht? Als ich mir die Sache näher betrachte, da merke ich, das Thier, der Malaie hat das Bett zerfressen und der Wind, der durchs offene Kammerfenster weht, treibt sein Spiel mit meinen schönen Federn. Denn die Betten waren gerade neu geschüttelt, Herr Doktor! Alles Prima-Beate. Kommen Sie und sehen Sie!“

Ja, Frau Schneider hatte nicht übertrieben. In der Mädchenkammer lag es furchtbar aus und unter den herumliegenden Beugehen und den fliegenden Federn lag der kleine Malaie wie ein Heiß und stürzte, als er seinen Herrn sah, mit Freudegeheul auf ihn zu und dann in tollen Sprüngen nach dem Bett zurück und nach einem Kraxen und Wühlen ein rafendes Schweifwedeln und dann ein Sprung vor die Füße seines Herrn.

„Er hat das Geldtaschchen zwischen seinen Zähnen“, sagte der Doktor, das Thier hochhebend.

„Das hat er Ihnen gestohlen und hierher getragen“, sagte Frau Schneider. „So'n Vieh, so'n infamisches! Nun seh'n Sie's wohl ein, Herr Doktor, daß ich Ihnen kündigen muß! Also zum 1. Oktober.“

Frau Schneider konnte ja nicht wissen, daß die „neue Ida“ das Geldtaschchen gestohlen und in ihrem Bett verborgen hatte; daß der kleine Malaie nur auf der Suche nach seines Herrn Eigentum diese Verwüstungen angerichtet hatte.

Auch der Doktor konnte es nicht wissen. Nein gewiß nicht! Er sah nur den Unverbeßlichen, der ihm fort und fort Ungelegenheiten bereitete, ja sogar seine Existenz bedrohte. Denn in letzter Zeit hatte sich die Praxis gehoben und ein Wohnungswechsel konnte in dieser Stadt, wo es in jeder Straße einen Arzt gab, verhängnißvoll werden.

Nun hatte der Doktor Holm, der anscheinend so ruhige, beinahe schüchterne Mann, einen großen Fehler, er war maßlos jähzornig und in diesem Jähzorn sagte er den Entschluß, der kleine Malaie mußte sterben. Er lud also den Revolver, nahm den kleinen Hund mit seinem sebrigen Fellchen auf den Arm und ging mit ihm durch den Garten auf das frischgepflanzte Feld hinaus. Da setzte er das Thierchen in eine Furch, schenkte es von sich und schob darnach.

Ein Wehgeschrei ertönte, der Doktor wandte sich ab und

ging eilenden Schrittes nach seiner Wohnung zurück.

„Nun haben Sie Ihren Willen“, sagte er an der Hausthür zu Frau Schneider. „Der kleine Malaie ist todt!“

„Aber Herr Doktor, Sie werden doch nicht! Das war doch nicht nötig! Sie konnten ihn doch wegnehmen.“

„Damit er gequält und mißhandelt würde! Nein, das wollte ich nicht! Sie haben mich dazu gehest und — nun ja, nun liegt die kleine blutige Leiche zwischen den frischen Erbsen!“

Ein krampfhaftes Zucken ging über des Mannes Züge, er wandte sich ab und stieg mit schweren, müden Schritten die Treppe nach seiner Wohnung in die Höhe.

Am nächsten Tage ging der Doktor nach dem Landhause.

Gitta empfing ihn: „Nun Herr Doktor, solch ein böses Gesicht? Was gibts denn?“

„Der kleine Malaie ist todt.“

Gitta wurde ganz blaß. „Aber der arme kleine Kerl. Das ging Ihnen natürlich nahe!“

„Ja, er war mein bester Freund!“

„Oh, oh! Woran starb er denn?“

„Ich habe ihn erschossen!“

„Wie schrecklich! Aus Versehen natürlich.“

„O nein, mit Ueberlegung und Vorbedacht!“

„Das ist — das ist —“

„Brutal, wollten Sie sagen?“

„Ich wollte sagen, wie gefährlich es ist, Ihre Freundschaft zu erwerb.“ Sie lachte höhnisch.

Sie wollte sich abwenden, aber der Blick voll Jammer, voll Qual — ach und beherrschter Liebe, der sich in ihre Augen senkte, ließ sie zögern. „Armer kleiner Malaie“, sagte sie leise und noch leiser fügte sie hinzu „Armer, armer Herr Doktor!“

Ob der aus diesen Worten ein wenig Hoffnung schöpfte? Ob er darum in den nächsten Tagen freudiger und fröhlicher seiner Arbeit nachging?

Danach kam ein Tag, da stand der Mann mit leuchtenden Augen vor Gitta, die ihn so besonders freudig begrüßte.

„Nun, was gibts Herr Doktor?“

„Ich wollte, ich müßte es Ihnen sagen. Es ist mir heute gelungen, etwas Gutes, etwas Großes zu thun. Ich habe einen Mann, den Ernährer seiner Familie erretten dürfen, erretten mit dem Einsetzen meines Lebens vor dem Tode des Ertrinkens!“

Ich denke, die Schuld, die andere ist nun weit gemacht, geführt — denn ein Menschenleben für das eines Hundes! Nun werden Sie sich nicht mehr scheuen vor mir — Gitta!“

„Nein, nein“, sagte sie mit seltsamer Hast. „Ich glaube sehr an die Güte Ihres Herzens, trotz des kleinen Malaie. Heute hätte ich Ihnen das Geschworene vergeben auch ohne den aus dem Wasser gezogenen Familienvater. Denn heute bin ich besonders glücklich — ich habe mich gestern mit meinem Freunde Erich verlobt!“

Dann Doktor Holm wurde es einen Moment schwarz vor den Augen und in seinen Ohren hing es an zu kausen — aber die Schwäche dauerte nur wenige Augenblicke. Dann machte er eine tadellose Verbeugung und brachte ohne Stocken seinen Glückwunsch heraus.

Danach stand er im Dämmerlicht in seiner Stube vor dem Arbeitstisch, in der Hand den Revolver, dessen Kugel damals den kleinen Malaie getroffen hatte.

„Nun habe ich niemand“, sagte der Mann leise vor sich hin und dann kam ein Name über seine Lippen und zwar wunderlicher Weise nicht der des Mädchens, das er geliebt und das ihn verabschiedet hatte, sondern der Name des kleinen gelben Gefellen den er im Jörn, im tausendfach bereuten Jörn getödtet hatte: Malaie, kleiner Malaie!“

Dann legte er den Revolver aus der Hand. „Ich werde es nicht thun“, sagte er, — „so seige bin ich nicht. Ich werde mein Leben zu Ende leben, wie Gott es mir bereitet hat. Ja das will ich!“

Und wie er sich umsah, da stand in der geöffneten Thür des Zimmers seine Wirthin, Frau Schneider. Sie hielt irgend etwas Helles im Arm, das sich nun gewaltig belebte und in wohnsinniger Freude, sich überschlagend und helle Jubeltöne ausstößend an den Manne in die Höhe sprang.

Das konnte nicht anders sein, das war der echte Malaie, kein Trugbild, das war er selbst, der Wiedererwachten!

„Herr Doktor“, sagte die Frau, „damals, als Sie sagten, Sie hätten das Thierchen um meinwillen getödtet, bin ich hingegangen auf das Feld und habe es geholt. Es hatte noch Leben in sich — ich trug es zu einem Thierarzt und da es ein junger Mensch war, der wie Sie Herr Doktor, noch nicht viel Arbeit hatte, so behielt er das kleine Geschöpf bei sich und er hatte seinen Späß daran, es zu heilen. Heute habe ich es geholt und ich denke, Herr Doktor, Sie freuen sich.“

Ob er sich freute!

Tel. 3046. Photographie O. H. Schiffer, Taunusstr. 4.



Sunlight Seife

Ganz unbefragt kann jetzt die fürsorgliche Hausfrau bei Verwendung von Sunlight Seife sein, während sie sonst die teuren Pflichten aus kostbarer Seife, die feinen und empfindlichen Flanel- und Wollstoffe mit hartem Gefühl in die Wäsche geben müßte. Wie oft erleidet sie die liebgekauften Gegenstände ihrer häuslichen Sorge durch den Gebrauch minderwertiger Seifen verborben, beschädigt und zusammengekrummt wieder! Die fürsorgliche Hausfrau bestrebe also darauf, daß ihre Schätze nur mit Sunlight Seife gewaschen werden. Wunderbarste Reinigungskraft, absolute Unschädlichkeit, Fehlen aller scharfen Bestandteile werden garantiert. Hierzu treten noch große Anschließbarkeit, leichte Anwendung, verminderter Arbeitsaufwand. Sie ist bei richtiger Verwendung die beste und billigste Seife.

Holste's
Bielefelder
Glanz-Stärke

ergiebt bei leichter Handhabung, durchsichtiger, weißer, die berühmte Bielefelder Plättchen-Überfärbung.

Kragen und Halsstücke werden prachtvoll.

Packung: 1/2 Kilo, 1/4 Kilo, 1/8 Kilo.

25 Pfg. 50 Pfg. 100 Pfg.

Zu haben in den meisten Drogerien, Colonialwaren- und Seifengeschäften.

Makulatur

per Centner Mk. 5.— zu haben in der Expedition des

Wiesb. General-Anz.

Gartenfries,

übergraben, in. Ware, billigst bei Aug. Kälpp, Sedanplatz 3, Telefon 887, 2880



Feuilleton

Stachdruck verboten

Postlagernd.

Novellette von Alfred Friedmann.

„Du glaubst gar nicht, wie legendär die moderne Einrichtung der Post ist —“, sagte mein Freund Oskar Bernau zu mir. Wir saßen mit mehreren Anderen im neubauten „Althaus“, im Saal, der der Palatinischen Ballastina nachgebildet ist und verglichen das neue Gebäu mit den schon vielfach erlebten früheren Mithen.

„Modern!“ warf Otto Hellmann ein. „Du weißt gar nicht, wie alt die Sache ist!“

„Ach du sprichst von Thurn und Taxis, dem der Postmeister Stephan noch 1866 eine Abfindung von drei Millionen Thalern — unterbrach Ernst Selter.“

„Erlaube mir, 1866!“ rief wieder Otto Hellmann. „Der Kaiser Mathias belehnte 1615 einen Raporal von Taxis mit dem Reichsgeneralpostmeisteramt.“

„Das ist lange her!“ sprach Selter ärgerlich.

„Schön und gut!“ sagte Hellmann und hob prüfend das Gesicht, an welchem Kopfen und Wils weder gelpart, noch verlor war, in den Lichtkreis der elektrischen Birnen über uns. „Wer warum habt Ihr denn vergessen, daß die alten Griechen Hemerobromen hatten?“

„Hemerobromen! Was sind das für Amphibien?“ fragte Selter.

„Ganz einfach: Tagesläufer. Mit anderen, mit unseren Worten: Postträger.“

„Das ist freilich noch länger her!“ meinte Selter, den das Belehren verdroß.

„Ich wollte Euch eine Geschichte erzählen; aber Ihr laßt mich nicht zu Worte kommen!“ begann jetzt Oskar Bernau wieder. Bei der einfachsten Sache spielt Hellmann immer den Professor. Wir sind doch hier versammelt zu löblichem Thun — zum Trinken und Rauchen — die Schulbankhosen habe ich wenigstens längst —

„Versteht?“ fragte Hellmann neckisch.

„Nein, verzeihen!“ erwiderte Bernau, der nebenbei Schriftsteller ist.

„Nun erzähl aber einmal!“ schrie Selter, sich wütend stellend. Geschichten, die gottgefällig sind, schließen meistens mit Verlobungen“, erzählte nun Oskar Bernau wirklich, und ziemlich ohne Unterbrechung. Er mußte nur erst in Fluß geraten. Meine Geschichte hängt aber mit einer Verlobung an! Ella und Max, zwei junge Menschen, die ich nicht näher kennzeichnen will, da ihr sie kennt, hatten sich verlobt.

Das war voranzusehen. Nachdem sie mehrere Winter hindurch Schlittschuh gelaufen, getanzt, diniert, soupirt, im Sommer sich auf Bergeshöhen und in Meerestiefen getroffen, sah sie Ella endlich ein Herz, das sie schon lange an Max verloren hatte, und — theilte ihm mit, daß sie sich mit — ihrem Vetter Eduard verloben würde. Es war dies ein echt weiblicher Schwachsinn. Sie dachte gar nicht daran, es sollte nur die Entscheidung beschleunigen. Die Wirkung auf Max war die gewünschte. Er erschien so niedergedrückt, so hilflos, so unglücklich, daß die gute Ella sich gar nicht die Ursprünglichkeit in ihrem hübschen und hellen Gesicht festsetzen acht Tage gönnte, ehe sie die Ankündigung zurücknahm — sie zeigte sich gerührt, gefangen, überwunden und sagte: Mein Max, ich ziehe Dich vor! Vetter Eduard hat viele Licht- aber auch manche Schattenseiten; er war nur schneller — und ich dachte, da du so lange gewartet, na, du machst dir am Ende gar nichts aus mir!“

„Alles, aber Alles mache ich mir aus dir! Ella!“ rief Max und die Sache endete vorläufig mit dem üblichen Verlobungsstosse.

Max konnte aber trotz seines jungen Mädchens den Vetter Eduard nicht so plötzlich aus seiner Ideenverbindung bringen.

„Gut sie mich geneht, getäuscht, oder war er wirklich früher als ich mit einer Erklärung bei der Hand?“ grübelte er. Mit einem Wippt, kurz, aber nicht gut, Max war auf Eduard eifersüchtig.

Was Einfachste thut kein Mensch. Zu Eduard, den er ja gut kannte, hingucken und ihm die moralische Pistole auf die Brust setzen:

„Hast du wirklich um Ella angehalten? Liebst du sie? Hast du irgend welche Anzeichen, daß sie dir gut war? Hastest du Hoffnung? Wachte sie dir welche?“ — Das fiel Max wohl ein, aber er unterließ es aus ebenso viel Gründen, als es Fragen gab.

Würde ihm Eduard die Wahrheit sagen? Würde er sich nicht natürlich mit etwas brüsten, daran sein hübsches Wahrheits? Würde — ja — das Frage- und Antwortspiel nahm sein Ende.

Der Brautstand wurde durch die eifersüchtige Grübeleien von Max getrübt. Er wachte nun an das Taschentuch Desdemonas denken und benahm sich wirklich wie ein kleiner Othello. Es kam zu einer Scene, zu einer Aussprache, und Max gestand seiner Person, er sei aus ebensoviel Gründen, als es Fragen gab Eduard eifersüchtig!

Durch silberhelles Mondengelächter, das begriff Ella bald, was Max nicht zu beruhigen, und die Sache nicht aus der Welt zu bringen.

Sie rebete ihm allerlei ein, und aus, wie das die jüngsten Damen trotz der Ältesten zu Wege bringen — aber Max blieb verstimmt.

Nun machte es sich eine Beilage, die Umstände sind ja meist unberechenbar, und fast immer wider uns, daß Ella eine ganze Weile Vetter Eduard nicht sah. Verheißlich —; denn da sie verlobt war, hatte er keine besondere Ursache, sie wie früher aufzusuchen. Er ging ihr sogar aus dem Wege — denn ein bißchen geärrtet hatte er ja thätlich mit ihr.

Da gerieth Ella auf die zwar keineswegs neue, doch immerhin unfehlige Idee, an Vetter Eduard zu schreiben!

Es ist immer unklug, etwas Schriftliches aus der Hand zu geben. Nicht nur von einem Wechselschreiber, auch von Liebenden. Max erspart sich dadurch — nämlich durch das Nichtschreiben, z. B. den späteren Austausch der Briefe, der besonders in französischen Romanen und Stücken eine ebenso große, als unwahrscheinliche Rolle spielt. Denn manchmal vermitteln die Liebesbriefe wieder eine Versöhnung, und — das ist unter Umständen auch wieder peinlich, wenn die Scheidenden beispielsweise eben noch so froh waren, einander los zu werden.

Also Ella schrieb. Und zwar: Vetter Eduard möge doch gütlich, beruhigend, aufklärend auf Max einwirken. Sie habe ja ein wenig mit dem Vetter gepöbelt; aber er schiene ja getröstet und wolle den Tod der kleinen Sünderin nicht! Kurz, er möge sie rein waschen und ihr postlagernd, Amt 18777, Chiffre A. D. E. dreimal die Woche schreiben. Dienstag, Donnerstag und Samstag damit sie ganz aufgeklärt sei!

Nun begab es sich, daß der Bräutigam Ella, der eifersüchtige Max, einmal zufällig seine Verlobte in das Post-Registrier-Bureau hinein gehen zu sehen glaubte; wenigstens kam sie mit einem oblongen Ding in der Hand heraus, das einem abgehenden Briefe vergewisselt ähnlich sah. Er verneinte ferner zu schauen, wie sie es in die Tasche steckte. Ein klein wenig roth oder erblüht sah sie auch aus. Max war kein großes Geisteskind. Aber man braucht keiner der sieben Weisen Griechenlands zu sein, um nach allen den Anzeichen zu sich zu sprechen: „Diese meine Braut führt einen geheimen Briefwechsel!“

Um sich der Wahrheit zu vergewissern, that er das in diesem Falle zweckmäßigste: er sagte es ihr auf den Kopf zu.

Sie laugnete, vergaß aber dabei, nicht über und über roth zu werden. Das war am Mittwoch. Am Donnerstag sah ich Max und Ella nebeneinander, ankneifend ganz friedlich auf einer Bank im Stadtpark sitzen und plaudern. Selbst plaudern. Das interessirte mich. Ich schlich mich unbemerkt näher. Die Reifen und Hinken zwitscherten von Reibau und Liebe, die hohen Fliederbüsche dufteten.

„Lach das!“ unterbrach Selter zornig.

„Bitte, ich brauche die hohen Fliederbüsche, lieber Selter“, fuhr Bernau unentwegt fort. „Ich schlich mich, wie schon bemerkt unbemerkt näher, und lauschte verborgen auf des bräutlichen Paars Gespräch. Dies rann also:

„Liebe Ella sagte Max, ich glaube nicht, daß ich an Wahnvorstellungen leide. Es kann keine Illusion gewesen sein, daß ich dich Dienstag aus dem Posthaus kommen sah. Du trugst etwas Erlonges in der Hand und verbarst es in der Rocktasche. Es war ein Poste restante-Brief! zeig ihn mir!“

„Aber Max, quäle mich nicht länger damit!“ flötete es aus Ella's Rachenmunde. (Hier traf Bernau ein strafender Blick des Realisten Selter.) „Ich kann ein so gleichgültiges Geschnäus verzeihen haben. Ich weiß nichts mehr. Vielleicht hatte mich auch Mama beauftragt ein Duzend Pfennigkarten zu laufen.“

„Also siehst du, dorthin warst du gar nicht dort, jetzt gibst du zu.“

„Aber Max, wenn du mich als Braut schon so beargwöhnt, beaufsichtigt, wohin soll das später im Ehestande führen?“

„Zur Gewissheit, zur Sicherheit, zu Vertrauen und Treue!“ rief Max.

„Ich muß jetzt heim, Max. Mama zankt sonst. Begleite mich nicht. Es schied sich nicht. Adieu.“ — Sie stand auf.

„Aber du gehst ja zur Linken. Deine Wohnung liegt dort hinten — zur Rechten. Ah, ich ahne, dort liegt die Post. Oh — du willst wieder nach einem Briefe sehen. Ich gehe mit. Jetzt kannst du mich überzeugen. Wir fragen zusammen nach Briefen. Ich wette, du hast sie unter einer Chiffre kommen lassen. Unter welcher Chiffre? gewiß, wie immer in solchen Fällen unter Ella-Eduard 100. Also komm!“

Die kleine Ella fiel ganz blaß auf eine Bank. Ich hätte ihr so gerne geholfen. Ich kannte sie ja so gut. Sie sah sich wie hilflos um und da — begnugten sich unsere Mäde. Sie ließ einen kleinen Fettel fallen, den sie im Handschuh verborgen hielt und stand entschlossen wieder auf. Sie nahm Max' Arm und sprach: „So komm! Geh mit mir!“

Es kam wie eine Erleuchtung über mich. Wenn ich einen Ertrinkenden sehe, muß ich ihn retten. Wenn gar ein Weib in Gefahr schwimmt, laß ich kein Heimmüß, keine Furcht. Ich nehme meine Weine also in die Hand und renne, was ich kann, vor Ihnen her mit meinem Fettel aus Postamt.

„Lieber Herr Postgeschäfte“, sagte ich, „haben Sie eine Braut?“

nachdem ich endlich hervorgekommen war.

Er hält mich für verrückt.

Ich gebe ihm den Fettel, er gibt mir einen Brief. „Und nun befehle ich Sie, wenn das arme Wesen kommt und fragt, stellen Sie sich, eingedenk ihrer eigenen Braut, als hätten Sie sie nie geliebt, händigen Sie ihr keinen Brief aus — neben ihr steht, — sichtbar oder unsichtbar ihr Bräutigam, ein Othello, der nur auf ein Zeichen wartet — um sie zu tödnen!“

Das Paar kommt. Ella fragt nach einem Brief. Der Beamte sieht sie wohl vorbereitet an, schüttelt schlaue den Kopf:

„Grüßlein sind wohl zum ersten Male hier! Es ist nichts, absolut nichts da!“

Triumphierend zieht Ella Max davon. — Er ist beschämt, fast geheilt. — Ich lasse Ella ihren Brief aufkommen! Ich besorge auch ihren letzten, den vom Samstag.

Vetter Eduard hat inzwischen Max beruhigt.

Da trat in den Kreis der Tafelrunde des Neubaus „Althaus“ und seinen byzantinischen Mosaiskale ein neuer, alter Freund, von dem soeben viel die Rede gewesen, der gute Vetter Eduard.

Nach den üblichen Begrüßungen und Zutrinkungen fragte ihn der Erzähler Bernau:

„Was sagst du denn zu der Verlobung deiner schönen Cousine Ella?“

„Ich wünsche ihr Glück. Ich kann Euch aber mit einer noch neueren Neuigkeit dienen. Ich habe mich heute mit der noch schöneren Tochter Nina unseres — Oberforstmeisters verlobt!“

Alle schwiegen einen Augenblick. Es war die glänzendste Parthe der Stadt.

„Na“, meinte Hellmann, „da wird der Staat einen frischen Hemerobromen erhalten. Du trittst doch in den Staatsdienst bei Schwiegermutter ein?“

„Das versteht sich!“ sagte Vetter Eduard und rief sich vergnügt die Hände. „Und Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß ich nicht postlagernd sein werde!“

NAUMANNIA-SEIFE
mit dem  Beste Seife nah und fern!

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer, Taunusstr. 4.

Rhein.-Westf. Handels-Lehr-Anstalt

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf (Damen und Herren). 3-, 4-, 6- und 12-Monats-Kurse. Einzelunterricht auf Wunsch. Prospekte gratis und franko.

Bestes Antiseptikum



für

Mund und Zähne.

Dieses Mundwasser ist den neuesten Forschungen der Wissenschaft entsprechend zusammengestellt, hat sich ganz hervorragend bewährt und wird ärztlich empfohlen. Preis pro Flasche Mk. 1.50.

Zu haben in allen Apotheken u. Drogerien.

Fritz Schulz, Leipzig,

Chemische Fabrik.

613/90

Geschlechtsleiden

Speziell hartnäckige, veraltete Fälle behandelt unter Berücksichtigung der Verheerung 2085

H. Florack, Mainz, Hintere Bleiche 5, nahe Bahnhof.

Wegen Aufgabe meines Etagegeschäftes gebe auf

Juwelen, Goldwaaren und Uhren

20% Rabatt 20%

Fritz Lehmann, Juwelier, Langgasse 3, 1. Etage.

Die Eröffnung des Ladengeschäftes im eignen Hause erfolgt im September.

8100.



Nr. 146.

Samstag, den 25. Juni 1904.

19. Jahrgang.

Wilde Wogen.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Schwerlich, und Sie selbst wissen das besser, wie das ja aus dem Versuch hervorgeht, den Sie machten, um den Zeugen zu bestechen.“

„Es war eine Thorheit, daß ich dies that, eine Thorheit, die ich nun bitter bereuen muß, aber damals in der ersten Verwirrung über den Verdacht, von dem ich keine Ahnung gehabt hatte“ —

„Wenn Sie mit dieser Verwirrung den Bestechungsversuch entschuldigen wollen, so werden Sie auch damit nicht durchkommen. Der Tragweite dieses Versuches mußten Sie sich bewußt sein, und Sie waren es. Sie glaubten, der arme Bräuterknecht werde ein weites Gewissen haben und sich zu dem Meineid verleiten lassen.“

„Ich habe keinen Meineid von ihm gefordert, ich verlangte nur, daß er seine Aussage zurücknehmen sollte, die meiner Meinung nach nicht richtig sein konnte. Ich selbst erinnerte mich in jenem Augenblick nicht, den Mörder vernachlässigen zu haben, und ich hätte ihn doch sehr deutlich hören müssen, wenn die Behauptung des Knechtes richtig gewesen wäre.“

„Sie wollen also auch jetzt nicht gestehen?“ fragte der Assessor kalt.

„Ich würde lügen, wenn ich mich schuldig bekennen wollte.“

„Sie verschlimmern dadurch nur Ihre Sache. Wenn Sie ein offenes Geständnis ablegten, so würde man annehmen können, daß Sie ohne Ueberlegung im Affekt die That begangen haben könnten; diese Annahme würde auch den Urtheilspruch insofern noch mildern.“

„Am Urtheilspruch muß ich mich unterwerfen, so ungerecht er auch lauten mag“, sagte Röder mit einem tiefen Seufzer, „ich habe nichts zu gestehen. Sehen Sie Ihre Nachforschungen fort, ich bitte nicht allein darum, ich fordere es auch von Ihnen, ich erkenne den Ring nicht als das Eigenthum des Verschwundenen an, mithin können Sie auch seine Leiche niemals gefunden haben.“

„Dieses Verhör ist voraussichtlich das letzte“, erwiderte der Untersuchungsrichter, einen scharfen Ton anschlagend, „ich werde die Akten schließen und sie dem Anklagesenat überweisen, der die Sache spruchreif erklären wird. Haben Sie mir vielleicht noch etwas zu sagen.“

„Bevor Sie die Akten schließen, prüfen Sie meine Aussagen noch einmal vom unparteiischen Standpunkte aus, sie enthalten nur lautere Wahrheit.“

„Sie steden voll Widersprüche, ich habe Sie oft darauf aufmerksam gemacht, wie kann da der Glaube an Wahrheit aufkommen?“

„Wenn Sie meinen Worten keinen Glauben schenken wollen, so kann ich Sie nicht dazu zwingen“, sagte Röder ungeduldig, „Sie werden sich später einmal dieser Verhandlungen erinnern und dann bereuen, daß Sie mir so großes Unrecht gethan haben.“

Der Untersuchungsrichter gab dem Gerichtsdienner einen Wink, ohne die ernste Mahnung eines Wortes zu würdigen; der

Gefangene wurde in seine Zelle zurückgeführt, und von dieser Stunde an waren die Untersuchungsakten geschlossen.

11. Kapitel.

Bernichtete Hoffnungen.

Die Zeitungen hatten wieder einmal reichen Stoff, eine ganze Woche hindurch brachten sie täglich Berichte über die Aufindung der Leiche und die interessante Entdeckung, daß der Univerfalerbe des ermordeten Amerikaners schon seit vielen Jahren in dürftigen Verhältnissen in der Stadt lebte.

Die dürftigen Verhältnisse des Musikers bildeten in allen Kreisen das Gesprächsthema; ihn, den Glücklichen, suchten die Blide aller Theaterbesucher im Orchester, es wurde ihm unheimlich, wenn er die vielen Operngläser auf sich gerichtet sah.

Frühere Schulkameraden, die ihn gänzlich vergessen hatten, erinnerten sich seiner plötzlich wieder und redeten ihn an, als ob sie seit Jahren mit ihm befreundet gewesen seien, Väter heirathsfähiger Töchter suchten ihn im Wirthshause auf und boten ihm ihre Freundschaft an, Handwerker und Geschäftsleute sandten ihm ihre Preisverzeichnisse und bemerkten dabei, daß er Kredit bei ihnen habe; Darlehen zu mäßigen Zinsen wurden ihm von mehreren Wucherern angeboten, und von Leuten, die er niemals gekannt hatte, empfing er die freundlichsten Einladungen.

Das Alles brachte ihn nicht aus dem Geleise, er blieb schlicht und einfach, er nahm nur aus den Händen seines Advokaten ein kleines Darlehen an, um sich einen warmen Winteranzug anzuschaffen und eine andere Wohnung zu mieten.

Mochten auch alle ihm Glück wünschen, er zweifelte noch immer, er wollte und konnte sich seines Glückes erst dann freuen, wenn er wirklich im Besitz des großen Vermögens war.

Der Doktor Geier war nun in den Angelegenheiten dieses Klienten unermüdlich thätig, aber es verging doch noch eine geraume Zeit, bis er sich in dem Besitz der amtlichen Dokumente befand, mit denen er beweisen konnte, daß der Musiker Grimm der einzige Verwandte Martin Grimms war.

Er mußte darum nach Newyork schreiben und von der dortigen Behörde eine Bescheinigung einholen, daß der Vater Martins nur dieses eine Kind hinterlassen hatte, und daß Martin selbst nicht verheirathet gewesen war; dann gab erst das Gericht dem Antrage des Rechtskonsulenten Folge, und auf die Forderung Martin Grimms an Hugo Röder wurde nun Beschlag gelegt.

Wochen waren darüber vergangen, der Frühling kündete schon durch einzelne Vorboten sich an, als an einem Samstag Abend dieser Bliß aus heiterem Himmel das Geschäftshaus Röder traf.

Am nächsten Tage eilte Gertha zum Justizrath Werner Hannemann, dem Verteidiger ihres Vaters.

Er war ein tüchtiger Jurist, ein ernster, ruhiger Mann, der mit der Wahrheit niemals hinter dem Berge hielt, auch dann nicht, wenn seine Worte die letzten Hoffnungen vernichteten, dem

Ertrinkenden den Strohhalm, an den er sich hängern wollte, unter den Händen fortzogen.

Der Justizrath war eben mit den Akten Höders beschäftigt, als der Besuch Hertthas ihm gemeldet wurde.

Der große stattliche Mann erhob sich und ging dem in Trauer gekleideten Mädchen entgegen, dem er mit einem trüben Lächeln die Hand bot.

„Ich habe soeben die Akten noch einmal durchgesehen“, sagte er, als Herttha neben ihm am Schreibtisch saß, „am nächsten Donnerstag kommt ja die Sache vor's Schwurgericht.“

„Und Sie haben gar keine Hoffnung?“ fragte Herttha mit bebender Stimme, indem ihr Blick voll unsagbarer Angst auf seinem Antlitz ruhte.“

„Nur die noch, daß die Geschworenen mildernde Umstände bewilligen werden“, erwiderte er.

„Mein Vater würde die Schuld nicht leugnen, wenn sie auf ihn ruhte.“

„Diese Behauptung, mein liebes Fräulein, hat keinen höhern Werth als jede andere lausäufelige Redensart“, sagte er, an seiner Brille rührend, „Ihr Vater weiß sehr wohl, daß nach einem Schuldgeständniß Alles für ihn verloren wäre. Er klammert sich jetzt noch an die Hoffnung, daß seine Unschuldsbetreibungen auf die Geschworenen Eindruck machen könnten, selbst meine Ermahnungen überzeugen ihn nicht, daß dies eine vergebliche Hoffnung ist.“

„So wünschen Sie selbst kein Geständniß“, fragte Herttha mit wachsender Bestürzung.

„Es würde mir die Vertheidigung insofern erleichtern, als ich dann mit einiger Zuversicht auf die Bewilligung mildernder Umstände hoffen dürfte.“

„Also glauben Sie an seine Schuld?“

„Wer, außer Ihnen, glaubt nicht daran? Niemand, mein Fräulein. Seitdem die Zeitungen durch ihre Berichte die Schuld unzweifelhaft festgestellt haben, hat die öffentliche Meinung ihr Urtheil gesprochen. Daß dies keinen Eindruck auf die Geschworenen nicht verfehlen kann, brauche ich wohl nicht zu erwähnen.“

„Und trotz alledem ist kein überzeugender Beweis gefunden!“

„Da die That selbst niemand gesehen hat und ein Geständniß nicht vorliegt, so kann die Anklage sich nur auf den Indizienbeweis stützen, und dieser ist durch die Voruntersuchung erschwert“, sagte der Justizrath mit einem bedauernden Achselzucken. „Weshalb mußte Ihr Vater jedem verschweigen, daß er die Wache besaß, die nachher bei der Hausdurchsuchung in seinem Pulte gefunden wurden? Die Gründe, die er zu seiner Rechtfertigung anführt, überzeugen niemand. Weshalb machte er den Versuch, den Hauptzeugen zu erkaufen?“

„In seiner Verzweiflung wußte er jedenfalls nicht, was er that.“

„Wenn er schuldlos war, hatte er keinen Grund zu verzweifeln und der Untersuchung direkt entgegenzuarbeiten. Wenn nur die Leiche nicht gefunden worden wäre.“

„War sie wirklich die Leiche Martin Grimms?“

„Die Aussagen zweier Zeugen beweisen es, ebenso ist der Siegelring als das Eigenthum des Ermordeten erkannt worden. Ich könnte in meiner Vertheidigung auf die Möglichkeit hinweisen, daß Martin Grimm erst nach der Trennung von Ihrem Vater ermordet worden oder verunglückt sei, aber der fatale Hilferuf auf der Brücke macht diese Hoffnung illusorisch. Nun, ich werde thun, was ich kann, darauf können Sie sich verlassen, mein Fräulein, ich werde den Hauptzeugen zu verwirren und in Widersprüche zu verwickeln suchen; wenn mir das gelingt, dann gebe ich noch nicht alle Hoffnung verloren. Sie beharren also dabei, als Schutzzeugin Ihres Vaters aufzutreten?“

„Ich fühle mich dazu verpflichtet.“

„Ihre Aussagen werden nicht schwer in die Waagschale fallen“, erwiderte der Justizrath. „Das Gericht wird Sie nicht vereidigen, weil Sie selbst Partei in der Sache sind.“

„Ich werde den Geschworenen sagen, was Martin Grimm mir erzählt hat, und in welcher verständlichen Stimmung er war, als er mich verließ, ich hoffe, daß dies Eindruck machen wird, es ergänzt und bestätigt die Erklärung meines unglücklichen Vaters. Aber ich vergesse ganz, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin“, fuhr sie mit einem schweren Athzunge fort. „Sie wissen, daß mein Vater eine große Forderung an uns hatte, auf diese Forderung hat das Gericht gestern Arrest gelegt.“

„Im Namen der Erben Grimms?“

„Zunächst, der Rechtskonsulent Geier ist der Advokat dieses Erben. Geier hat meinen Vater.“

„Sein Haß wird mit dieser Angelegenheit wenig oder gar nichts zu schaffen haben“, unterbrach der Justizrath sie ruhig, „die Arrestklage ist gesetzlich zulässig, ja sogar im Interesse der Erben geboten, ich hätte sie ebenfalls beantragt, wenn der Erbe mein Klient wäre.“

„Was läßt sich nicht dagegen machen?“ fragte Herttha rasch.

„Die Forderung muß beim Gericht oder bei der Bank deponirt werden. Weigern Sie sich, dies zu thun, so kommt es zu einem Prozeß, den Sie verlieren müssen. Wie denkt Ihr Buchhalter darüber?“

„Er war gestern Abend so verwirrt, daß ich nicht mit ihm berathen konnte, ich fürchte, diese unerwartete Forderung wird unser Geschäft ruiniren.“

„Das wäre freilich schlämm, denn die Forderung selbst läßt sich nicht anfechten, der Erbe ist berechtigt, sie geltend zu machen. Vielleicht hat er Geduld, wenn Sie ihn darum bitten. Sie würden ihm allerdings Garantien bieten müssen.“

„Zu einer solchen Bitte könnte ich mich schwer entschließen“, sagte Herttha, sich erhebend, „und ich glaube auch kaum, daß sie Erfolg haben würde, denn hinter dem Erben steht der Rechtskonsulent Geier mit seinem bösen Rath. Ich will mit Herrn Salinger nun berathen, ich wünsche nur zuvor zu wissen, ob ein gerichtlicher Protest gegen die Arrestklage zulässig ist oder nicht.“

„Es thut mir Ihre Wege leid, die Frage verneinen zu müssen“, erwiderte er, ihr die Hand reichend.

„Wir könnten es thun und durch allerlei Kniffe den Prozeß in die Länge ziehen, aber Ihnen würden dadurch nur Kosten erwachsen, und die geforderte Summe müßte gleichwohl deponirt werden.“

„Unter solchen Verhältnissen verzichte ich auf den Prozeß. Darf ich am Mittwoch noch einmal zu Ihnen kommen? Wenn Sie mir auch nichts Neues zu sagen haben, so könnten Sie mir einen Fingerzeig geben, wie ich mich als Schutzzeugin verhalten soll.“

Der Justizrath nickte zustimmend und kehrte zu seinen Akten zurück.

Herttha schlug den Weg zur Wohnung Salingers ein.

Friedrich Salinger war nicht zu Hause, Erna empfing die Freundin mit herzlicher Theilnahme.

Sie war von dem Bruder von der Arrestanlage bereits unterrichtet, Friedrich hatte hinzugefügt, er hoffe auch an dieser Klippe glücklich vorbeizukommen.

Sie sprachen über mancherlei, indem Herttha mit wachsender Ungebuld auf die Heimkehr des Buchhalters wartete, auch über den Prozeß gegen Hertthas Vater, der am nächsten Donnerstag vor den Geschworenen verhandelt werden sollte.

An die Möglichkeit eines freisprechenden Urtheils glaubte nun auch Herttha nicht mehr, der Justizrath hatte ihre letzte Hoffnung vernichtet; gleichwohl war sie entschlossen, als Schutzzeugin für den unglücklichen Vater aufzutreten.

Sie meinte, wenn sie ihre Unterredung mit Martin berichte, dann müsse es den Geschworenen glaubhaft scheinen, daß Martin Grimm freiwillig ihrem Vater die Papiere übergeben und in Frieden sich von ihm getrennt habe; ihre Lehnlichkeit mit seiner Mutter hatte ihn ja bewogen, ihrer Bitte Gehör zu geben, und ihre ersten Vorstellungen über die Folgen seines Hasses waren nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben.

Seine plötzliche Abreise ließ sich ja auch erklären, wenn die Geschworenen nur auf die Aufregung Rücksicht nehmen wollten, in der er sich befunden hatte.

Sie hatte seine Werbung schroff zurückgewiesen, das mußte ihn tief verletzt haben, es war sehr natürlich, daß er ihr nicht mehr zu begegnen wünschte.

Erna pflichtete diesen Anschauungen bei, um die Freundin zu ermutigen, sie selbst war von der Schuld des Angeklagten überzeugt.

Herttha wollte nun die Aede auf den früheren Verlobten Ernas bringen, um der Freundin wiederholt ihre Theilnahme auszusprechen, aber in diesem Augenblick trat Friedrich ein.

„Ich ahnte, daß Sie hier seien, als ich Sie in Ihrer Wohnung vergeblich suchte; deshalb eilte ich hierher“, sagte er, „ich hoffe, wir werden auch diesen Sturm glücklich bestehen.“

„Ich war vorher bei unserem Advokaten“, erwiderte Herttha rasch, „er rath von einem Prozesse ab, die Forderung sei gesetzlich berechtigt, sagte er, wir müßten das Geld zahlen.“

„Na, ich weiß doch nicht, ob wir dazu wirklich verpflichtet sind“, fuhr Friedrich mit nachdenklicher Miene fort, während er auf- und abwanderte. „Nach der Aussage Ihres Herrn Vaters hat Martin Grimm auf seine Forderung verzichtet, sie kann also nun von dem Erben nicht mehr beansprucht werden.“

„Diese Verzichtleistung kann aber nicht bewiesen werden!“

„Mein, und kein Mensch wird an sie glauben; nichtsdestoweniger könnte ein schlauer Advokat unseren Protest zur Geltung bringen. Der Justizrath Dabermann ist zu ehrlich —“

(Fortsetzung folgt.)

Die Niederlage des Kapitäns.

Rennplatz-Episode von James Grant.

(Nachdruck verboten.)

„Ich soll Ihnen das merkwürdigste Erlebnis aus meiner Laufbahn erzählen? So was pflegt leichter gefragt als gesagt zu sein, zum Glück aber befinde ich mich in der angenehmen Lage, Ihnen das erzählen zu können, ohne daß ich mein Gedächtnis allzusehr anzustrengen brauche.“

Die Gelegenheit eines zufälligen Zusammentreffens mit dem alten Joe Garner hatte ich benutzt, um mir von ihm eine seiner immer interessanten Geschichten vom Rennplatz erzählen zu lassen. Früher war Joe einer der berühmtesten Steeplechase-Reiter gewesen, hatte aber schon lange diesen Beruf mit dem ebenso lukrativen, aber viel ungefährlicheren eines Trainers vertauscht.

„Es war eine ganze Reihe von Jahren vor Ihrer Zeit, Herr Doktor,“ begann er, „in jenen Tagen — eigentlich dürft' ich das nicht selber sagen — als ich für den besten Jockey des ganzen Landes galt. Es muß wohl so gewesen sein, denn von weit und breit kamen sie zu mir und baten mich zu reiten, als wenn nur ich und keiner sonst das Rennen machen könnte. Gar mancher von euch Zeitungsmenschen hat damals geschrieben, daß, wenn ich im Sattel säße, das gleichbedeutend sei, als wenn der Gaul eine Avance von sieben Pfund hätte.“

Ich hatte also damals viele Besucher und ich war daher auch gar nicht überrascht, als eines Abends, als ich in meinem gemüthlichen Zimmer in Epsom saß, mir das Mädchen meldete, daß mich jemand zu sprechen wünschte. Als ich aber in meinem Besucher eine Dame erkannte, war ich doch erstaunt, denn für gewöhnlich pflegte ich Damen nicht zu meinen Kunden zu zählen und ich konnte mir nicht denken, was die wohl zu mir geführt hatte.

Sie war verschleiert, aber so viel konnte ich doch sehen, daß ich ein solch schönes Weib noch nie vor mir gehabt hatte. Als sie dann aber ihren Schleier lüftete und ich an ihren Augen sehen konnte, daß sie geweint hatte, da — Sie können mir's glauben, Herr Doktor, — sie hätte mich bitten mögen um alles, das sie wollte — ich hätte ihr nichts abschlagen können.

Brockenweise kam sie mit ihrer Geschichte heraus, und recht traurig war das, was sie erzählte. Sie war die Tochter des Barons Brownthone auf Schloß Brownthone in Worcestershire, eines Herrn, den ich dem Namen nach wohl kannte, da er auch Pferde laufen ließ. Vor einem Jahre etwa hatte der Baron einen gewissen Kapitän Daughly, einen berühmten Sportsman, kennen gelernt und diese Bekanntschaft hatte sich zu einer Freundschaft entwickelt. Beide Herren waren auch in geschäftliche Beziehungen zu einander getreten. Wie die sich für den Kapitän erwiesen, weiß ich nicht, für den Baron waren sie aber sehr verhängnisvoll, und es dauerte gar nicht lange und Kapitän Daughly hatte eine Pfandverschreibung in Händen, die sich über Schloß und Gut Brownthone erstreckte.

Die Verschreibung war vor acht Tagen fällig geworden und der Kapitän hatte sich bereit erklärt, sie auf vier bis sechs Wochen zu prolongieren, falls ihm der Baron seine Tochter zur Frau geben wollte. Die junge Dame konnte aber, wie sie mir unter Tränen erzählte, den Kapitän nicht leiden, und sie erzählte, daß sie unter keinen Umständen sein Weib werden würde.

Um dem Baron Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich aber bemerken, daß er keinerlei Versuch machte, seine Tochter zu zwingen. Wie aber der Ertrinkende nach dem Strohhalme greift, so kämpfte auch er auf das Verzweifelseste, um die Familienehre zu wahren.

Er besaß ein Pferd Aurora, daß er für das Handicap Steeplechase zu Enville gemeldet hatte, und da gerade bei diesem Rennen immer sehr viel gewettet wurde, war es ihm unmöglich gewesen, auf diesen Gaul eine Summe zu setzen, die groß genug gewesen wäre, die Forderung des Kapitäns zu begleichen, falls der Gaul den Sieg davontrug. Während des Trainings hatte sich Aurora so gut gezeigt, daß ihr Sieg bereits als „töfichere“ Sache galt, dann aber wollte man plötzlich von gewisser Seite Nachtheiliges über den Gaul erfahren haben und er war in der öffentlichen Meinung sehr gesunken.

Daß etwas im Gange war, den Sieg Auroras zu verhindern, davon war das Fräulein, wie sie versicherte, überzeugt, und ihr Besuch bei mir hatte den Zweck, mich zu bewegen, nach Brownthone zu fahren, die erwähnten Nach-

richten zu durchkreuzen und vor allem Aurora zu retten, denn, meinte sie händeringend, wenn Aurora nicht gewonnen, wären sie und ihr Vater, den sie so sehr liebte, ruiniert.

Was kann ein Mann solch schönen blauen Augen gegenüber, die bittend auf ihn gerichtet sind, wohl tun? Ich hieß sie guten Mutes sein, versprach ihr anfangs nächster Woche nach Brownthone zu kommen und alles zu tun, was in meinen Kräften stand, um Aurora zum Siege zu steuern.

Als das Fräulein sich verabschiedet hatte, nahm ich meinen Rennkalender vor und sah nach, was für Meldungen für das Enville Handicap Steeplechase gemacht waren. Viel Gescheutes war nicht darunter, und wenn die Aurora wirklich so gut war, wie sie Fräulein Brownthone geschildert hatte, hatte sie allerdings gute Chancen. Schon wollte ich das Buch wieder fortlegen, als ein Name am Schluß der Seite mein Interesse erregte, — Mr. Lucrafts Painkiller.

Wo war ich dem Namen doch vorher schon begegnet? Ach ja, in Irland war es. Aber es war nicht anzunehmen, daß dieser Painkiller dasselbe Tier war — wenn aber doch, so war es mit Baron Brownthones Siegeshoffnungen vorbei, denn Painkiller war ein Steepler, mit dem es wohl kein Zweiter aufnehmen konnte.

Als ich mir die Sache durch den Kopf gehen ließ, fürchtete ich, daß ich mehr versprochen hätte, als ich halten konnte. Für den dreizehnten der Tage der Enville Steeplechase hatte ich bereits einem meiner besten Kunden, dem Colonel Dangersfield, zugesagt, für ihn ein Rennen zu reiten, das in einer ganz anderen Gegend gelaufen wurde. Schließlich hielt ich es für das Ratfamste, den Colonel zu besuchen, ihm die ganze Geschichte zu erzählen und ihn zu fragen, ob er mich von meiner Zusage entbinden wollte.

„Scheren Sie sich zum Teufel,“ fuhr mich der wegen seiner Grobheit gefürchtete Oberst an, „und wenn Sie mit der Aurora nicht das Rennen machen, dann lassen Sie Ihr verdammtes Gesicht nicht wieder hier sehen.“

In der Frühe des nächsten Montags reiste ich nach Schloß Brownthone, wo mich der Baron und seine Tochter mit offenen Armen empfingen. Ich wollte im Dorfwirtshaus absteigen, das gaben sie aber nicht zu und stellten mir das ganze Schloß zur Verfügung. Ich kann wohl sagen, daß ich während meines dortigen Aufenthaltes wie ein Fürst aufgenommen wurde.

Das Erste, was ich tat, war, daß ich mir das Tier, das ich reiten sollte, ansah. Aurora machte ja einen recht guten Eindruck, aber sie war nicht ganz Vollblut, und wenn sie ja auch für die Gesellschaft, die sie bei dem Rennen finden würde, passen mochte, so war sie doch nicht der Flieger, für den sie in Fräulein Brownthones Augen galt.

Noch mehr begierig aber war ich, Painkiller zu sehen, und es war mir lieb, zu hören, daß er während der letzten Monate in der Nachbarschaft trainiert wurde. Leicht war's ja nicht, an ihn heranzukommen. In dem Augenblick aber, in dem ich ihn sah, erkannte ich auch in ihm den kleinen Schimmel, der mich so oft in Irland getragen hatte. Ich entdeckte auch, daß Kapitän Daughly ein Interesse an ihm hatte.

Von meiner Entdeckung sagte ich jedoch nichts dem Baron oder seiner Tochter. Ich wollte ihnen nicht Angst machen und überließ es lieber dem Zufall, ob ich nicht Painkiller auf irgend eine Weise los werden könnte. Denn daß er Aurora mit leichter Mühe schlagen müßte, wenn alles fair ginge, davon war ich überzeugt. Ueber die Tage vor dem Rennen kann ich hinweggehen, ich fand, daß Auroras Leistungen, namentlich was Springen anbetraf, ihr Aeußeres nicht Lügen strakten, und je mehr ich im Stalle heimisch wurde, desto lieber gewann ich den Gaul.

Nicht Pferde sollten laufen und ich war ebenso sehr wie alle Zuschauer überrascht, als kurz vor Beginn des Rennens bekannt wurde, daß Kapitän Daughly Painkiller reiten würde. Gleich zu anfang des Rennens stürzten zwei, und als wir die Mitte des Weges waren, waren nur noch vier von uns übrig, ein großer Brauner, der ein paar Längen voran war, dann kam ich als Zweiter, direkt hinter mir Painkiller und Farmer Browns als Rosinante Matilda machte den Schluß. Sie leuchtete wie eine Maschine und ein Wunder war es, daß sie sich überhaupt noch auf den Beinen halten konnte.

Beim Wassergraben kam der große Braune zu Sturze, und kaum war ich glücklich darüber weg, als ich mich nach Painkiller umschah. Der kleine Schimmel hatte alle Hindernisse mit einer Leichtigkeit genommen, wie das eben nur Irländer tun können, und ich sah auch, daß der Kapitän so ruhig in seinem Sattel saß, als wenn er sich zu Hause auf seinem Lehnstuhl befunden hätte.

Snawitschen verlangsamte aber Aurora immer mehr ihre Pace und ich konnte recht wohl merken, daß sie bald genug hatte. Noch einmal versuchte ich sie anzutreiben, aber Painkiller war mir zur Seite und es war offenbar, daß der Kapitän mit mir nur spielte, und daß er sein Pferd in dem Augenblick, in dem er wollte, vorbringen konnte.

Wir näherten uns jetzt dem letzten Hindernis, und da ich zuerst dribben sein wollte, machte ich noch eine letzte Anstrengung und trieb Aurora zur größten Eile an. Es war eine große Schwarzdornhecke und gerade als sich der Gaul bereits zum Sprunge erhoben hatte — Painkiller war etwa drei Längen hinter uns — ließ sich plötzlich das laute Blasen einer Trompete vernehmen. Ich konnte sehen, wie Painkiller links von der Hecke zur Seite ausbog und ich war allein übrig und ging als Sieger des Envilleer Steeplechase durch Ziel.

Wie wir das gemacht haben? Das will ich Ihnen auch erzählen. Ich erinnerte mich, daß, als ich einst Painkiller in Irland ritt, gerade eine Postkutsche vorbeifuhr und der Postillon sein Horn blies. Painkiller war damals nicht zu halten und raste wie toll davon. Später erzählte mir sein Trainer, daß er es immer so mache, wenn er plötzlich ein Geräusch, wie das Blasen einer Trompete oder das Pfeifen einer Lokomotive, höre. Das war mir noch rechtzeitig eingefallen und ich hatte einen Kerl mit einem Posthorn veranlaßt, sich im Walde in unmittelbarer Nähe des Hindernisses zu plazieren und in dem Augenblick, in dem Painkiller an die Hecke kam, wie wütend darauf los zu blasen.

Das wäre kein ehrenhaftes Mittel, einen Konkurrenten los zu werden, meinen Sie? Gewiß nicht, im Kriege und in der Liebe ist aber bekanntlich alles erlaubt, und das, was ich ein paar Jahr später über den Kapitän Daughly hörte, ließ es mich nicht bedauern, daß ich ihm diesen Streich gespielt habe.

Der Baron Brownthone, der natürlich von der Geschichte mit der Trompete nichts wußte, war über seinen Sieg so erfreut, daß er mir wohl die Hand seiner Tochter gegeben hätte, wenn ich ihn darum gebeten hätte. Diese schien jedoch bereits anders verfügt zu haben, denn ich bemerkte einen jungen Herrn, der nicht von ihrer Seite wich, und der über Auroras Sieg ebenso erfreut zu sein schien wie sie selber.

Selbstverständlich wurde ich für meinen Ritt gut bezahlt, das Lächeln aber aus den blauen Augen des Fräuleins, mit dem sie mich nach dem Rennen begrüßte, erschien mir als genügende Belohnung für meine Mühe. Und auch diesen Ring, — er hielt mir seine Hand entgegen, auf der ein Siegelring mit dem Brownthoneschen Wappen funkelte, — erhielt ich zur Erinnerung an die Niederlage des Kapitäns."



Die Nachfolger der Trapper.

Die echten, gasifreien, wilden, ehrlichen Präriejäger existieren heute in ihrem ursprünglichen Charakter fast gar nicht mehr; sie sind mit den Rothhäuten dem vordringenden Europäer gewichen. Trapper sind immer noch über ganz Amerika verbreitet, aber mit dem freien Jägerleben ist es zu Ende. Die weißen Ansiedler drängen immer mehr vor und warfen sich mit Vorliebe auf die Büffel- ausrottung, nicht Jagd, sondern rohe, gewaltsame Ausrottung. Die Tiere wurden an ihren Tränken belauert und niedergemacht, die davongeeilten mußten natürlich immer wiederkommen und rannen endlich, trotz der Angst vor den Schüssen, von wahnsinnigem Durst gepemigt, den am Wasser lauern den Mördern in den Schuß; den getöteten Tieren wurde dann nur das Fell heruntergerissen, um daraus Geldwert zu ziehen, während die blutigen Kadaver zu Hunderten liegen blieben und die Flüsse herum verpesteten. Wenn noch vor etwa 60 Jahren die ersten Eisenbahnzüge vor wandernden mächtigen Büffelherden halten mußten, um dieselben vorüberzulassen, so kann man heute fast nirgends mehr ein solches Tier zu Gesicht bekommen infolge der wahrhaft schändlichen Ausrottungsmethode der Fellhändler. Es ist statistisch festgestellt, daß in den Jahren 1872 bis 1874 auf den Eisenbahnen allein 4½ Millionen Büffelfelle befördert wurden. Für den New Yorker Nationalpark wurde mit vieler Mühe noch ein Büffel-Bulle beschafft. Durch das Aussterben dieser Tiere wurde den noch übrig gebliebenen Indianern das Hauptlebensselement entzogen, so daß sie zur Raube manche kleine,

eben erst entstandene Eisenbahnstadt überfielen und vom Erdboden vertilgten. Die Nachkommen der Trapper mußten sich aber nun auch einen anderen Nahrungszweig suchen, und so wurden sie Cowboys, Straßenräuber, Pferdediebe und Desperados. Von ungemeiner Vertwegenheit, vor keinem Mord, keiner Gräueltat zurückschreckend, unbekümmert um Religion, Sitte und Gesetz, wurden sie bald der Schrecken der neuen, aus Holzbaracken, Chantants und Spielhöllen bestehenden Eisenbahn- oder Gräberstädte des amerikanischen Westens. Daß die ehrsamten Bürger dieser aus dem Boden aufwachsenden und plötzlich wieder verschwindenden Städte es mit der Moral auch nicht genau nehmen, zeigt eine kleine Notiz, die in der einzigen Zeitung einer solchen Stadt in etwas veränderter Form häufig wiederkehrt: „Mr. John K. ist seit einigen Tagen verschwunden; er ging aus, um Pferde zu holen, welche nicht ihm gehörten; er soll nicht wiedergekommen sein, weil plötzlich seine Füße nicht mehr den Boden berühren konnten; man sah ihn zuletzt an einer Telegraphenstange stehen; auf der anderen Seite der Stange zogen einige ehrenwerte Bürger unserer Stadt angelegentlichst an einem Seil —!“ Das sind die Nachkommen des einstigen kühnen Präriejägers; nur in einigen ganz abgelegenen Landstrichen mag man noch hin und wieder auf Menschen stoßen, die sich in ihrer völligen Abgeschlossenheit die charakteristischen Eigenschaften des Trappers bewahrt haben.

Rasiermesser von unerreichter Güte und Schnittfähigkeit empfiehlt Fabrik u. Versandhaus **Foche Solingen.**

FRITZ HAMMESFAHR

KRONEN DIAMANT STAHL

Nur bei mir zu haben. Kronen-Diamant-Stahl M. 3.25, Kronen-Silber-Stahl M. 2.25. Fertigung zum Gebrauch mit Etui. Für jedes Stück wird garantiert.

Strohriemen M. 1.— bis M. 1.80. Rasierpinsel, Rasierschalen à M. —.50, Schärffmasse M. —.30, Rasierseife M. —.25. Rasier-Garnitur complet in f. Etui M. 8.—. Oelziehsteine i. Etui à M. 2.50 und M. 5.—. Versand gegen Nachnahme. Katalog mit über 8000 Abbildungen bitte zu verlangen franko und umsonst.

Sichere Hilfe für Alle

die an Energielosigkeit, Kräftezerüttung, Nervenschwäche, Missmut und Verzweiflungszuständen leiden, durch Dr. Carl Lohre's und Dr. Carl Daniel's Buch:

„Das ethisch-naturwissenschaftliche Heilverfahren“ für körperlich und geistig Geschwächte.

Preis 2 Mark. Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme durch **Reinhold Fröbel**, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig**. Prospekt gratis.

1840

Flammer's Spife

Berühmt durch Güte und Billigkeit, ist die beste für Wäsche und Haus. Jeder ständige Verbraucher erhält eine

Taschenuhr, wertvolle, gut gehende Remontoir, mit Sprungdeckel in schwarzem Stahl mit Goldrand,

geschenkt.

Die gesammelten Einwickelpapiere berechtigen zum Empfang; man weise daher uneingewickelte Stücke im eigenen Interesse zurück.

Krämer & Flammer, Dellbrunn a. M.
Im letzten Jahre kamen 4635 Uhren zur Verteilung.

482/998



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)



**Unvorsichtiger
Ausspruch.**

Alte magere Jungfer: „Beefsteaks und Schinken — ach, das sind ja meine schwachen Seiten!“

— Gewissensfrage. —



Junger verliebter Herr: „Seitdem ich Sie kenne, Fräulein Alice, bin ich vor lauter Liebe vollständig dumm!“
Alice: „So? Und was waren Sie früher?“



„Du beschwerst Dich über die Modelle Deines Alfred . . . er malt sie ja nur . . .“
 „Den kenne ich besser, mich hat er früher auch nie gemalt.“

Mein Schuster Pinne und ich.

Eine unsinnreiche philosophische Betrachtung
 von E. von Kalan im Hofe.

Wir Menschen sind nicht alle gleich! Das weiß man schon seit längerer Zeit. — Der Eine ist naiv, der Andere beschränkt, der Dritte borniert u. s. w., u. s. w., während es — Anwesende stets ausgeschlossen — ja allerdings auch hervorragend schlaue Kühner gibt, die nicht nur das Gras wachsen hören können, sondern auch asa foetida im Dünkel zu riechen sich in der höchst angenehmen Lage befinden.

Aber „Minschen san mer Alle!“ sagen sie in Österreich, und das stimmt auch, einfache Menschen, manchmal sogar sehr einfache.

Jedoch unsere Beschäftigung ist eine verschiedene. Der eine macht Schuh und Stiefel, der zweite Wechsel, der dritte — Gedichte, und es gibt sogar welche, die Pleite — machen.

Nun, das eine schließt natürlich das andere nicht aus und, wie's uns die Litteraturgeschichte lehrt, kann man sehr

wohl — à la Hans Sachs — abwechselnd Schuhe und Gedichte machen; wenn man aber bei diesem Wechsel nicht Pleite machen soll, so muß man schon eine sehr stark angelegte Natur sein.

Mein Leibschuster Pinne ist nun eine solche, eine durch und durch philosophische Natur, aber zugleich mit sehr geschickten Fäusten begabt. Er trifft den Nagel eben stets auf den Kopf.

Was uns so nahe zusammengebracht, so eng befreundet hat, ist ja auch leicht zu bemessen: wir sind beide Wechselvögel und zwar von der schwärzesten Sorte!

Wir wohnen also in ein und demselben Hause, natürlich nach hinten hinaus, und wenn es im Winter oben in meinem „Dichterheim“, welches sich ohne Brennmaterial nur mangelhaft heizen läßt, mal zu kalt wird, so trauche ich auf ein Stündchen zu Pinne in den Schusterkeller hinunter und erwärme mir die Füße an dem Widerschein von seiner Glaskugel, das Herz an seiner kalaurigen Unterhaltung. — Im heißen Sommer aber suche ich bei ihm im Keller Kühlung für die Wunden, welche eine böse Welt meinem zart empfindenden Herzen geschlagen, und lasse mir von ihm ein Wechselpflaster drauflegen. Außerdem nutze ich ihn geschäftlich aus!

Pinne ist nämlich in seiner Jugend doch naturgemäß Schusterjunge gewesen und zwar Berliner Schusterjunge, und da diese doch stets als besonders witzig gegolten haben, so ist es ja klar, daß man von einem solchen, nachdem sich sein Geist vollständig abgeklärt und bis zum Schuhmachermeister durchgerungen hat, unendlich viel profitieren kann!

Aus dieser Profession ziehe ich also jetzt meinen Profit, verkaufe die auf diese Weise gewonnenen Kalauer für schweres, schweres Geld an die Redaktionen der Witzblätter und werde auf diese Weise — voraussichtlich — dabei noch mal ein wohlhabender Mann.

Hier ein kleines Beispiel: „Pinne!“ sagte ich eines schönen Tages zu ihm, „Pinne, wie kommt es eigentlich, daß Sie mir persönlich niemals einen ordentlichen Stiefel machen? Sie sind doch sonst ein so geistig hervorragender Mensch!“

„Det stimmt!“ antwortete er mir, „aber sehn Se mal, det liegt an Ihnen selbst. Sie haben nämlich keenen anatom'schen Fuß!“

„Was habe ich nicht?“ rief ich in großer Entrüstung aus, denn ich bin, wie alle bedeutenden Leute, im Grunde meines Herzens selbstverständlich sehr eitel.

„Keenen anatom'schen Fuß haben Sie nicht!“ wiederholte er sehr ruhig und bestimmt, „Ihr Fuß kann eben keenen ordentlichen Stiefel verdragen!“

Na, ein derartiger vorzüglicher Witz ist denn nun, wie man sich ja denken kann, für eine Witzblattredaktion gradezu — unbezahlbar! Und so erklärt sich denn auf diese Weise höchst einfach — (welches Geheimnis ich hiermit als offene Natur gerne einem größeren Publikum verraten will) — die so häufig aufgeworfene Frage: „Wo bekommen bloß die Witzblätter immer noch die vielen wunderbaren und ausgezeichneten Scherze her?“

Man sieht, die Beantwortung ist eine höchst einfache: Die besten Witze werden eben aus lauter Schustern gemacht und zwar — das ist eben das Wunderbare daran — stets nur in der Bezeichnung! — — — — —

Es wird einleuchten, daß ich daher nie unterlasse, eine tüchtige Flasche voll tüchtigen Schnapses mitzunehmen, wenn ich Freund Pinne meinen Besuch abstatte, um ihn dadurch zu möglichst stark sprühenden Geistesfunken anzufeuern, denn er selbst besitzt eben einen sehr „anatom'schen“ Fuß, d. h. er kann einen überaus großen ordentlichen Stiefel vertragen!

Kürzlich ist mir dies denn aber doch mal berunglückt, und ich bin seitdem noch nicht wieder in die Pinne-akothek hinuntergegangen.

Ich hatte nämlich die Dosis diesmal doch vermutlich etwas zu stark und zu groß gemacht, denn Pinne verfiel plötzlich in eine Art von akutem „tremens“, er fing sogar an zu singen und — tremolierte dabei äußerst stark.

„Pinne!“ rief ich, „wollen Sie wohl das Singen lassen? Schickt sich das in anständiger Gesellschaft?“

Aber er hörte nicht, und als ich selbst nun genauer hinzordhte, da bemerkte ich zu meinem größten Entsetzen, daß er sogar — Selbstgedichtetes sang! Oder wenigstens doch eine „Parodie“ verfaßt hatte, wie es ja die meisten „Modernen“ (mehr oder weniger erkennbar) zu machen pflegen.

Es war ein Montag, blau und klar,
Der schönsten Tag in's ganze Jahr!

tönte es nämlich von seinen dicken Schusterlippen, und mich packte ein mehr als kalter Schauer.

„Pinne!“ schrie ich, „Sie elender Sabbath-Schänder, wollen Sie wohl schweigen?“

Er aber sang in elegischer, schusterfeelenvoller Weise sein Lied weiter. Als er aber dann zum Schluß den Höhepunkt des Blödsinns in den Worten erreichte:

O schöne Zeit, o seltsame Zeit,
Wat biste fern und doch so weill!

da konnte ich's nicht mehr ertragen.

Mit Grauen wandte ich ihm den Rücken zu; denn: wenn ein Schuster einen Kalauer macht, so läßt man sich das wohl gefallen und es freut einen oft sogar; — wenn er aber zu dichten anfängt, so hört eben die Freundschaft auf! — Psui Pinne!!!



Aus der Zeit der Fälschungen.

„Nun, sage mal bloß, Du hattest doch früher einen kahlen Kopf — jetzt hast Du Dich also wirklich entschlossen falsche Haare zu tragen?“

„Jawohl, auf den Wunsch meiner Frau. Aber es ist doppelter Schwindel. Wie mir mein Barbier nämlich gestern sagte, sind das gar nicht mal alles Haare in meiner Perrücke, sondern größtenteils Berg!!“

Ein harmloser Fischfänger oder Der gerettete Hühnerdieb.

1.



3.



2.



4.



~ ~ Besorgt. ~ ~



Madame:
„Ach! Sie haben
das Stützchen ge-
holt. Aber um
Gotteswillen, was
haben Sie denn da
noch in der Dille?“
Dienstmädchen: „Da
haben mir die Leute gleich
einige Mäuse mitgegeben,
weil wir ja doch keine haben.“

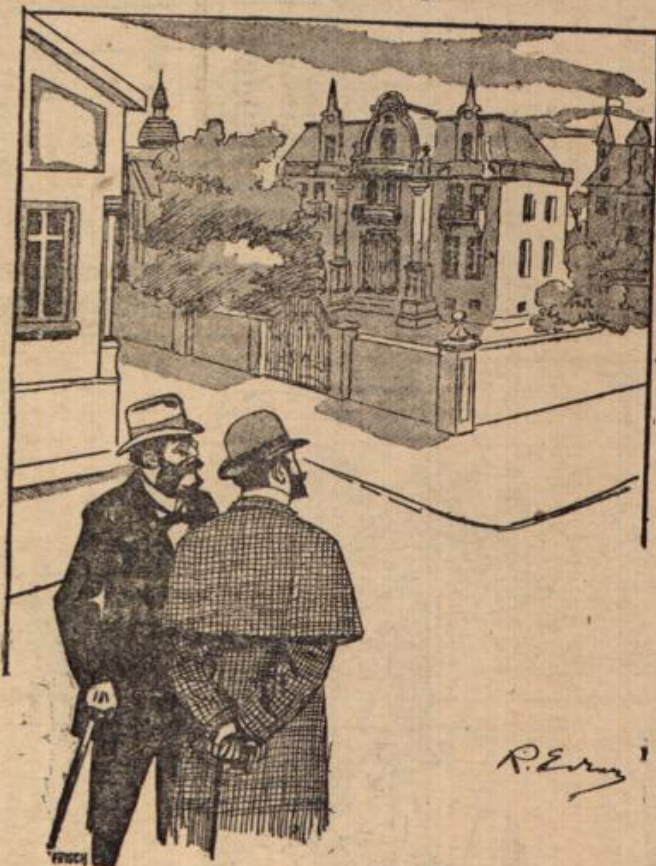
~ ~ Na also! ~ ~

Direktor (zum Kapellmeister): „Hören Sie mal, wir
könnten morgen in der Symphonie die Trombone weglassen,
sie hat ja bloß ein paar Takte, und wir sparen damit
20 Mark.“

Kapellmeister: „Nein, das geht nicht, das wäre eine
Beleidigung für Beethoven.“

Direktor: „Aber ich bitte Sie, der Mann ist doch
schon lange tot!“

~ ~ Doppelsinnig. ~ ~



A.: „Wer wohl alle diese schönen Villen mieten wird?“
B.: „Na, wer wird sie mieten? Die sie mieten werden sie
nieten!“

~ ~ Auch ein Verdienst. ~ ~



„Bei dem Gefindel, das in dem Haus wohnt, gibt's ja
täglich Skandal, da möchte ich um keinen Preis wohnen!“

„Neden Sie nicht, was glauben Sie, wieviel haben
meine Frau und ich hier schon Zeugengebühren verdient?“

~ ~ Schlan. ~ ~



„Für Sie, Fräulein, möchte ich das größte Opfer
bringen.“

Dame: „Heiraten Sie meine ältere Schwester, denn
bevor die nicht verheiratet ist, komme ich nicht dran.“